

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Willinger,
Berlin NW. 22, Solvinkstr. 26 — Telefon: 11, 2578.
Verlag: P. Fontane & Co.,
Berlin W. 18, Bülowstr. 24 b. — Telefon: VI, 1806.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 17
von
1. Juni 1900

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75
für ein Vierteljahr und M. 11.— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Bleichpalt Nonpareilzeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaus
des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

An beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreiskarte Nr. 4550).

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelstaaten.

IV.

Von der pommerischen 'Waterkant'.

Von Edmund Lange (Wetzlar).

(Nachdruck verboten.)

An Klang der literarischen Vergangenheit kann Pommern nicht entfernt den Vergleich mit Schwaben aushalten, über dessen zeitgenössische Dichtung hier früher Rudolf Krauß berichtet hat. Aber sein Anteil an der heutigen Litteratur ist jedenfalls bedeutender, als man zunächst erwarten sollte. Von allgemein bekannten Dichtern — ich beschränke mich hier durchaus auf die lebenden — gehören ihm Heinrich Kruse, Friedrich Spielhagen und Ernst Scherenberg, Richard Voss und Hans Hoffmann, endlich von der jungen Generation Georg Engel an. Das sind Individualitäten sehr verschiedener Art, und doch zeigen sie sich bemerkenswerter Weise fast alle — nur von Richard Voss kann ich das nicht behaupten — in einem Teile ihrer Schöpfungen deutlich von Heimatsinflüssen abhängig. Und wenn sich Ernst Scherenberg trotz regen Heimatsgefühls offenbar mehr und mehr von seiner Geburtsprovinz gelöst hat — Kruse, Spielhagen und Hoffmann hätten uns einen Teil ihrer Schöpfungen überhaupt nicht oder mindestens nicht so schenken können, wenn sie nicht auf pommerischem Boden aufgewachsen wären, und auch Georg Engel verdankt diesem Umstande vieles.

Friedrich Spielhagen war vor kurzem bei Gelegenheit seines 80. Geburtstags wieder gebührender Weise der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; Richard Voss und Hans Hoffmann sind noch besondere Betrachtungen in dieser Zeitschrift zugeachtet. Aber die andern angeführten Dichter bieten im Verein mit einigen weniger bekannten noch reichlichen Stoff.

Heinrich Kruse*) möge den Reigen eröffnen: er ist nicht nur der älteste, sondern sicherlich auch der bedeutendste. Dies muß heute nachdrücklich betont werden. Denn weil er dem literarischen Leben und Treiben der neuesten Zeit sehr fern geblieben

ist, ist er in unverdienter Weise in den Hintergrund getreten. Er wuchs noch ganz unter dem Einfluß unserer klassischen Dichter heran, 1815 in Stralsund geboren, verlebte er nach Abschluß seiner Studien mehrere an Anregungen reiche Jahre im Auslande und widmete sich dann, nach dreijähriger Thätigkeit als Gymnasiallehrer, der journalistischen Laufbahn, meist bei der Könlischen Zeitung, deren Chefredakteur er lange Jahre war; seit 1884 lebt er in Bückeburg. Als Dramatiker ist er für die meisten noch heute nur der Dichter seines Erstlingsdramas, der „Gräfin“, mit dem er 1868 den Schillerpreis gewann. Das ist ja freilich weniger ungerecht, als wenn man etwa Grillparzer nur nach der „Ahnfrau“ beurteilt. Denn der Dichter stand damals schon im 53. Jahre, die „Gräfin“ wirkt nicht wie ein Erstlingswerk, und die spätern Dramen weisen zwar teilweise entschiedene Fortschritte auf, aber sie gehören nicht eigentlich einer andern Entwicklungsstufe an. Aber bedauerlich genug bleibt es doch; denn Kruse hat allein 16 große historische Tragödien geschrieben, und der Reichtum der Töne, die er darin anschlägt, die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die wachsende Geschicklichkeit der dramatischen Technik fallen doch so stark ins Gewicht, daß ein auf der „Gräfin“ allein aufgebautes Urteil einseitig genug ausfallen muß.

Schwächen in seinen Dramen aufzufinden, ist nicht schwer; aber — und das scheint mir die Hauptsache — die Vorzüge überwiegen weit. Man mag ihn tadeln, daß er sich wiederholt zu äußerlich an Schiller und noch mehr an Shakspeare anlehnt, ja daß er mit diesem in seinem „Brutus“ verfehlter Weise rivalliert; wahr bleibt es doch, daß man von des großen Briten dramatischer Art wirklich eine starke Ader in seinen Stücken spürt. Seine Personen sprechen gewiß nicht selten wie ein Buch, weit öfter aber markig, natürlich und innig. Ueber den Humor gebietet er in den verschiedensten Spielarten vom Grausigen bis zum anmutig Spielenden. Sonst hätte er uns ja auch nicht die „Fastnachtsspiele“ schenken können, von denen der „Teufel zu Albeck“ (schon 1847 entstanden) und „Der eifersüchtige Müller“ ganz hans-sächsisch anmuten, während in der „Standhaften Liebe“ anmutiger und zartere Töne angeschlagen werden. — Einer der größten Vorzüge Kruses ist seine Kunst der Charakteristik; kräftig-entschlossene, durchgreifende

*) Von seinen Werken erschienen die beiden Sammlungen der Gedichtsammlungen in Stuttgart bei Cotta; das übrige bei G. Hitzel in Leipzig.

Charaktere vermag er ebenso überzeugend hinzustellen, wie weiche und schwankende, lebensfrohe Menschen ebenso gut zu schildern wie geknickte oder verdrossene. Meisterhafte männliche Gestalten sind ihm vielleicht häufiger gelungen; aber seine schönsten Frauencharaktere stehen nicht minder hoch; auffallende Mängel in der Charakteristik sind sehr selten. — Der Aufbau der Dramen hat wiederholt die Schwäche, daß die dramatische Kraft gegen den Schluß hin etwas erlahmt; aber sonst zeigt die Führung der Handlung meist großes Geschick, die Begründung läßt nur selten zu wünschen übrig, die Verknüpfung von Schuld und Sühne ist oft ausgezeichnet — ganz besonders hoch steht hier „Moritz von Sachsen“. Die Expositionsakte endlich sind fast immer meisterhaft. Nimmt man noch hinzu, daß Kruse den geschichtlichen Hintergrund sehr gut trifft, so darf man ihn mit vollem Recht als einen Dramatiker von sehr bedeutendem Können bezeichnen.

Was die Stoffe betrifft, so hat er, seiner ersten Wahl treu bleibend, auch später meist solche aus der deutschen oder mindestens germanischen Geschichte gewählt; von seinen besten Dramen liegt nur „Marino Faliero“ außerhalb dieses Gebietes. Seinen Tragödien aus dem klassischen Altertum vermag ich im ganzen weniger Geschmaek abzugewinnen. Am höchsten von allen seinen Bühnenwerken möchte ich dasjenige stellen, aus dessen Stoff es den geborenen Stralsunder wie Heimatsluft anweht: „Raven Barnelow“, das eine Episode aus der Mitte des 15. Jahrhunderts behandelt. Das Ringen zwischen dem gewaltigen stralsunder Bürgermeister Otto Boge und dem feinen Diplomaten Raven Barnelow, der aber zugleich ein männlich entschlossener Charakter und ein wirklich treuer Diener seines kaiserlichen Herrn ist, erweckt unsere tiefste Teilnahme. Jener in seinem eisernen Festhalten an allem, was er für sein und namentlich seiner Stadt Recht hält, ist eine großzügige Gestalt, und durch die väterlich innige Liebe, die er gegen die seinem Schutze anvertraute Prinzessin Katharina, eine reizvolle Mädchen-gestalt, zeigt, gewinnt er zugleich unser Herz; es wird die Gefahr vermieden, daß er bloß als Vertreter eines starren Prinzips erscheint. Nach ihm hätte Kruse, dünkt mich, sein Stück benennen sollen, wenn er auch, technisch betrachtet, nur Vertreter des Gegenspiels ist.

Erscheinen auch Kruses Dramen nicht wie solche von Dichtern ersten Ranges in höherem Sinne als Ausstrahlungen einer großartigen Weltanschauung und zeigen sie andererseits auch nicht das spezifisch theatrale Leben, wie etwa die Wildenbruchs, so bleibt es doch auf jeden Fall ein Verdienstzeugnis für unsere Bühnen, daß so äußerst selten der Versuch gemacht wird, unser Publikum für diese reife und ernste Kunst zu gewinnen. Unsere Direktoren experimentieren doch genug mit Stücken, die dies nach jeder Richtung weniger verdienen. Freilich hat Kruse das große Unglück, weder Klassiker noch Lustspielfabrikant, noch ein Moderner zu sein und noch dazu fast nur historische Tragödien geschrieben zu haben. Aber sollten trotzdem nicht Dramen wie „Raven Barnelow“ oder „Bullenwever“*), „König Erich“ oder „Moritz von Sachsen“, ohne

„Kassenstücke“ zu werden, tieferes Interesse erwecken können? —

Aber Heinrich Kruses dichterische Persönlichkeit hat noch eine zweite Seite; er ist auch der epische Verherrlicher des Seemannslebens, und daß er dies wurde, verdankt er zu einem guten Teile seiner meerbespülten Heimat. Er wirkt in den „Seegesellschaften“, zu denen er mit Recht auch „Die kleine Odyssee“ rechnet, öfter

wie Frh. Meuter ins Seemannische übertragen. Gewiß ist er nicht so vollständig wie dieser und weiß uns im Ernst und Scherz nicht so zu packen. Das hindert vor allem der Hexameter, der nun einmal auch in der freieren Behandlung Kruses etwas fremdartiges für uns hat, das wir um so mehr empfinden, je mehr wir uns auf unsere nationale Eigenart besinnen; auch ist nicht zu leugnen, daß — was vielleicht mit dem gewählten Versmaß zusammenhängt — seine Leute aus dem Volke oft zu gebildet sprechen. Aber wie frisch und kräftig wirken trotzdem diese vom Duft echten Heimatsgefühls und gesunden Humors durchwehten, überall den lebens- und menschenkundigen Mann verratenden Seegesellschaften! Bald giebt uns der Dichter geschlechtliche oder kulturgeschichtliche Bilder teils ernster, teils humoristischer Art („Der Dänholm“, „Die Siegelbewahrer“), bald erzählt er, den Begriff der Seegesellschaften etwas weit fassend, tolle Vubenstreiche aus den Schuljahren („Der Konrektor im Sack“, „Die Dachreiter“), bald erhalten wir mit kräftiger Realistik entworfenen Charakter- und Lebensbilder; am häufigsten aber werden wir natürlich ins eigentliche Seemanns- und Schifferleben eingeführt, wobei bald der Humor überwiegt, bald tiefste Töne angeschlagen werden, meist aber ernste und heitere Elemente zu einem schönen Ganzen verbunden sind, wie in den „Seefadetten“ und in dem mir besonders lieb gewordenen Stück „Der Seediener“. Ganz prächtig gelungen ist auch die Art, wie Kruse in der „kleinen Odyssee“ den Schiffsjungen Heinrich die Geschichte vom „Vesfahrnen Seemann“ Odysseus erzählen läßt. Das Ganze ist trefflich dem Geschmaek und der Fassungskraft der Matrosen angepaßt; die gelegentlichen Derbheiten verletzen nie den guten Geschmaek; ein Kabinetstück ist z. B. die Szene, die uns vom Urteil des Paris berichtet.

Kruses „Gedichte“ endlich haben hohen Wert nicht durch das wenige im engeren Sinne Lyrische, das sie bringen, wohl aber durch die Elegien, die vielfach den Vergleich mit ähnlichen Schöpfungen Goethes nicht zu scheuen brauchen, und durch das



Heinrich Kruse.

*) Ich darf auf die mir erst nach Abschluß meiner Arbeit bekannt gewordene ausgezeichnete Analyse dieses Dramas im 4. Bande von Michael Bernau's „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte“ hinweisen.

bis auf einige Längen ganz vollendete Idyll „Die gute Herrin“, durch das man sich in tiefste Friedensstimmung und stille Verehrung menschlicher Güte wie eingesponnen fühlt. Ebenso hoch stehen einige feltamer Weise in die „Seegesellschaften“ aufgenommene Bruchstücke einer unvollendeten Dichtung, vor allem das von kräftigstem Lebensgefühl und echter Poesie durchwehte Liebesidyll „Axel und Frieda“.

Während Heinrich Kruse vorwiegend klassisch gerichtet ist, hat sich bei dem jetzt in Berlin lebenden Georg Engel*) mehr und mehr der Einfluß der modernen Dichter geltend gemacht, was bei seiner Jugend (er wurde 1866 in Grefswald geboren) ja auch begreiflich ist. Ein recht einheitliches Bild von seiner dichterischen Persönlichkeit habe ich nicht gewinnen können; vorläufig wenigstens erscheint er im wesentlichen als ein sehr talentvoller Anempfänger, der allerdings bei kräftigem Temperament und bedeutender Begabung nicht wenig von seiner Eigenart hinzubringt. Seine Bühnenwerke haben alle den Vorzug, daß in ihnen dramatisches Leben herrscht, sonst sind sie nicht nur unter verschiedenartigen Einflüssen entstanden, sondern auch recht ungleich an literarischem Wert und weisen keine geradlinige Entwicklung auf. Die großen Hoffnungen, die sein erstes Drama „Der Hexenkessel“ (1895) erweckte, haben sich bisher doch nur teilweise erfüllt. In diesem Stücke wird das blitzschnelle Entstehen einer heißen Leidenschaft zwischen dem preussischen Major von Salk, der am Tage vor der Schlacht bei Saalfeld als Quartiergast in das Haus des alten Bauern Möller kommt, und des letzteren Pflagetochter Marie sehr gut glaubhaft gemacht; wir fühlen, wie furchtbar unter solchen Umständen auch den tapfern Offizier der Befehl trifft, in der nächsten Nacht den Durchmarsch durch den Hexenkessel zu erzwingen, d. h. einem fast sicheren Tode entgegenzugehen; die todesbange Stimmung der Liebenden ist meisterhaft getroffen; in der Motivierung der Vorgänge dagegen bleibt manches unklar und verschwommen. Ist „Hadasa“ wirklich später entstanden als der „Hexenkessel“, so würde es einen merkbaren Rückschritt bedeuten. Das Drama hat gewiß erfreuliche, ja schöne Einzelheiten; als Ganzes aber steht es nicht hoch, vielleicht weil der Dichter hier gegen seine Natur ein idealistisches Drama schreiben wollte. Das Stück wird schon halb erdrückt durch den unabwiesbaren Vergleich mit Grillparzers herrlichem „Esther“-Fragment. Außerdem hat die der Handlung zugrunde liegende Vermischung der Scheherasadenfabel mit dem biblischen Estherstoff entschieden etwas Bedenkliches, ferner ist von den beiden einzigen ausgeführten Charakteren mindestens Ahasver mißlungen, jedenfalls — wie die Schlussszene deutlich genug zeigt — nicht das, was er sein soll, im Grunde groß und königlich, und darum verstehen wir auch die an sich mit großer Liebe gezeichnete Hadasa nicht völlig.

Welt erfreulicher wirkt das Schauspiel „Abschied“. Hier wandelt Engel auf den Bahnen Ibsens. Sein Einfluß zeigt sich einmal in der Methode allmählicher Aufklärung über allerlei be-

denkliche Vorgänge, die vor der eigentlichen Handlung liegen, und dann in der ganzen Art, wie die Personen des Stückes und damit auch wir immer mehr in eine düstere, gedrückte Stimmung versenkt werden. Aber diese Ibsenschen Motive hat der Dichter, sichtlich unterstützt durch das ihm vertraute Milieu einer kleinen pommerischen Seestadt, so gut verwandt, daß sie als innerlich angeeignet erscheinen. Auch die Charaktere sind zum Teil vortrefflich durchgeführt. Was die befreiende Schlußwendung angeht, so traut man der Heldin Lotte Witt nach allem Vorangegangenen durchaus die Kraft zu, in der neuen Welt sich auch ein neues sie befreiendes Dasein aufzubauen. Ob ihr stärkender Einfluß auch genügen wird, ihren Bräutigam Otto Bremer, eine allzu weiche Natur, zum glücklichen Bestehen all der äußern und innern Kämpfe zu befähigen, darüber werden die Urteile freilich auseinandergehen. — Die noch übrigen Stücke von Georg Engel, „Die leutsche Susanna“ (vgl. L. Echo Sp. 861f.) und der Charakter „Ein Schäferstündchen“, verdienen nach meiner Meinung keine ernsthafte literarische Würdigung. Bei dem ersten haben Kleists „Perbrochener Krug“ und Hauptmanns „Alberpelz“, bei dem zweiten Sudermanns „Das Ewig-Männliche“ vorbildlich gewirkt; verfehlt sind sie beide.

Die aufsteigende Entwicklung, die ich bisher bei dem Dramatiker Engel vermißte, läßt sich dagegen bei dem Erzähler feststellen. Ich finde sie nicht darin, daß er die Weise der ältern Realisten, vor allem Freytags mehr und mehr aufgegeben hat, um dafür den Stoffen und der Darstellungsweise spezifisch moderner Erzähler sich zuzuwenden. Wohl aber scheint mir unverkennbar, daß „Das Hungerdorf“ und „Die Last“ verglichen mit „Des Nächsten Weib“ — „Ahnen und Enkel“, sein erster Roman, und „Zauberin Grece“ sind mir unbekannt geblieben — weit freier sind vom Gnarbeln auf den bloßen äußern Effekt und auch in bezug auf einheitliche Stimmung, auf Konsequenz und Vertiefung der Charakteristik ganz beträchtliche Fortschritte aufzuweisen. „Des Nächsten Weib“ mag durch seine buntbewegte Handlung, seine wunderbaren Schicksalswechsel, seine geschickte Mischung von rührenden, furchtbaren und komischen Elementen, durch das Aufeinandertreffen der schärfsten Gegensätze und durch den „interessanten“ Helden für die große Masse der Leser die größere Anziehungskraft haben; auch konnte nur ein wirkliches Talent dieses Buch schreiben. Aber zum Kunstwerk fehlt ihm doch noch zu viel. Es wirkt wie ein freytagscher Roman nach Dumas' Rezept vergrößert. Insbesondere der Held ist doch allzusehr Uebermensch, namentlich in seinem Verhältnis zu „Des Nächsten Weib“, das uns in verschiedenen Gestalten entgegentritt.

„Das Hungerdorf“ und „Die Last“ geben uns weit engere Lebensausschnitte, und weisen nach moderner Weise fast nur trübe Bilder auf. Aber jedenfalls legt man diese Bücher mit dem Bewußtsein aus der Hand, daß hier ein Stück Leben künstlerisch gestaltet ist. Die Novelle „Das Hungerdorf“ stellt dar, wie Milla, ein ganz armes und im höchsten Grade eitles, aber zugleich berückend schönes Dorfmadchen, den gleichfalls armen, aber stattlichen Schiffer Glas, eine ursprünglich ruhige und fast stumpfe Natur, zur unsinnigsten Leidenschaft zu entflammen versteht und wie er um ihrerwillen — freilich ohne es zu wollen — zum Mörder seiner

*) Ein Roman „Ahnen und Enkel“ erschien 1892 bei Costenoble in Bonn, die andern Werke in Berlin teils im Bibliograph. Bureau, teils bei Freund u. Buel, teils (und hierher gehören die neuesten) im Verlagshaus „Lita“.

doch innig geliebten Mutter wird. Freilich fehlt dieser Mika jeder menschlich erfreuende Zug; selbst zu dem schmucken Gensdarmen, mit dem sie ihren Mann betrügt, fühlt sie keine wirkliche Liebe; er ist nur „ein ganz anderer Kerl“. Und vollends von dem goldigen Humor, mit dem ein Dichter wie Keuter das Leben auch der einfachsten Dorfbewohner umkleidet, findet sich in der ganzen Novelle keine Spur. So mag man sie mit einigem Recht einseitig nennen; lebenswahr bleibt sie darum doch.

„Die Last“ endlich ist nach meinem Gefühl das vollkommenste, was Engel überhaupt bisher geschaffen hat. Die Verwandtschaft mit Sudermanns



Georg Engel

„Frau Sorge“, an die man schon durch den Titel gemahnt wird, geht doch kaum über die unsäglich traurige und drückende Stimmung hinaus, die in beiden Werken über dem Ganzen liegt. Engels Thema ist, von allem andern abgesehen, weit beschränkter; er hätte sein Buch wohl richtiger „Novelle“ als „Roman“ nennen sollen. Die Last, die den bäuerlichen Pächter Wilms langsam zu erdrücken droht, ist zunächst das Stechtum seiner Frau. Er hat sie aus inniger Liebe geheiratet und liebt sie noch immer; aber er empfindet es immer schwerer, daß er um ihretwillen die Wirtschaft vernachlässigen muß, so in Schulden gerät und kein wirkliches Eheleben führen kann. Da nimmt er, ein gehelmes Wagnis zurückdrängend, ihre jüngere, höher gebildete, lebensprühende und thatkräftige Schwester Hedwig ins Haus. Auf ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit ruht der Segen; aber bald entsteht zwischen ihm und ihr, langsam zwar, doch unaufhaltsam wachsend, eine heisse Liebesneigung; diese

begreift man bei ihm vollkommen, bei ihr behält sie etwas Schwerverständliches. Setzt man sich aber über dies Bedenken hinweg, so wird man die weitere Entwicklung der Hauptsache nach durchaus überzeugend finden. Das sinnliche Element spielt dabei eine ziemlich starke Rolle; indes zuletzt bleibt doch mit einer überraschenden, aber psychologisch sehr begründeten Wendung dem sittlichen Gefühl der Sieg. Die entsetzlichen letzten Stunden der Schwester, die zuletzt in ihrer Eifersucht einen furchtbaren Haß gegen Hedwig empfindet, lassen es dieser unmöglich erscheinen, ihrem Schwager Wilms anzugehören. Sie reißt sich von ihm los, und sobald sie aus dem Banne der krankhaften Verhältnisse heraus ist, fühlt sie neue Lebensfreudigkeit. Diese Wendung kommt mindestens zu plötzlich; auch fragt man sich: wie wird Wilms weiterleben können? Aber immerhin steht „Die Last“ als Ganzes sehr hoch. Auf dem Wege, den er hier und in dem innerlich damit verwandten Schauspiel „Abschied“ betreten hat, winken Georg Engel, wie mich dünkt, die schönsten Erfolge.

Von dem noch jungen modernen Dramatiker und Erzähler wenden wir uns dem um ein Vierteljahrhundert älteren und durchaus auf den Bahnen unserer vormodernen Dichter wandelnden Lyriker Ernst Scherenberg zu.^{*)} Er gehört nicht zu den Großen, die unser Volk auf diesem Gebiete der Dichtung sehr eigen nennt; in spätern Zeiten weiterleben werden nur wenige seiner Gedichte. Aber unzweifelhaft würde sein wirkliches Können in einer beschränkten Auswahl besser hervortreten, als in der umfangreichen Gesamtausgabe^{**)}, in der das Wertvolle allzusehr unter der Masse des Mittelmäßigen, ja auch des Unbedeutenden verschwindet. Scherenberg besitzt unstreitig eine große formelle Gewandtheit. Aber sie bewahrt ihn nicht vor gelegentlichen Entgleisungen und verleitet ihn — zuweilen zu dichten. Am konventionellsten wirkt er in den gewöhnlichen Reimstrophen, individueller nach meiner Empfindung in Sonetten und Distichen, vor allem aber in freien Rhythmen. Am besten aber gelingt ihm das Gelegenheitsgedicht — das Wort freilich nicht ganz im goethischen Sinne genommen. Das zeigen Vieder, wie „Einem Brautpaare“, „An Emanuel Geibel“ und das höchst anmutige „Kosengruß“. So ist er der geborene Dichter für die verschiedensten festlichen Gelegenheiten, und wiederholt gelingt es ihm dabei, ohne Gewalttätigkeit diesen Dichtungen einen höhern Gehalt zu geben. Am meisten bekannt gemacht haben Scherenberg seine „Zeitgedichte“. Lieft man freilich diejenigen unter ihnen, die mehr oder weniger politischen Inhalts sind, jetzt nachträglich wieder, so wird man doch vorwiegend den Eindruck haben, daß sie nicht wirkliche Poesie, sondern von einem allerdings dichterisch begabten Manne in Verse gebrachte Zeitartikel sind; dagegen ist unter den Gedichten auf große nationale Ereignisse und auf die Helden des neuen Reichs eine Anzahl von höherem Wert. So schildert das zwölfte aus dem Cyclus „1866“ in kräftiger, durch glückliche Bilder belebter Sprache mit ganz hervorragender Anschaulichkeit das Einrücken des preussischen Heeres nach Böhmen. Innige Töne findet er in den Viedern auf den Tod der Kaiser Wilhelm

^{*)} Geboren in Sulzweilande 1839, lebt jetzt als Handelskammersekretär in Ebersfeld. Er ist ein Neffe des bekannten Schlachtenbilders Christian Scherenberg, dem Theodor Fontane vor Jahren ein biographisches Denkmal gesetzt hat.

^{**)} 6. Aufl. Leipzg. Ernst Kell. 1894.

und Friedrich, und echte Bewunderung wahrer Größe kommt in mehreren Bismarck gewidmeten zum Ausdruck, am schönsten wohl in „Niemals!“

Erscheint Ernst Scherenbergs poetische Individualität zwar nicht als sehr hervorragend, aber doch im wesentlichen als gesund und natürlich, so trägt das Wenige, was mir von Arnold Wellmer's (geb. 1835 in Nichtenberg in Vorpommern) Erzählungen und Skizzen bekannt geworden ist, allzusehr den Charakter des Sentimentalen oder des Sensationellen. Jenes überwiegt in der Ostergeschichte „Auferstanden“. Manches darin ist wohl ganz nett erzählt; aber der Ton echter Empfindung, der für diesen Stoff durchaus nötig war, erklingt doch nur selten. Nicht anders steht es mit der Studentengeschichte „König Lump“. Was hätte ein wahrer Dichter, etwa Sichenborff, gerade aus diesem Stoffe gemacht!

Künstlerisch beträchtlich höher als Wellmer steht, soweit ich nach ihren beiden mir bekannt gewordenen Romanen „Pfarrer Streccius“*) und „Unter dunklen Menschen“**) urteilen kann, G. Schröter (Frau Dr. Emma Lück, geb. 1831 in Zwinnmünde, jetzt in Lübeck lebend). Der letztgenannte Roman wirkt namentlich da erfreulich und lebensrecht, wo er in der engen Sphäre des Pfarrhauses einer pommerchen Kleinstadt spielt: stärker fesselt das baltische Lebensbild „Pfarrer Streccius“ bei manchen unverkennbaren Schwächen durch den eigenartigen Reiz, den die Verfasserin mit ihren Naturstimmungen und ihrer Darstellung der Wechselfälle der evangelischen Pfarrersfamilie Streccius auf der kleinen Ostseeinsel Osel zu erreichen gewußt hat. Auch einige Leute aus dem Volke sind sehr glücklich gezeichnet.

Unverkennbares Talent zeigt auch der unter dem Pseudonym Ernst Gollnow schreibende Ernst Wilhelm Zantke, geb. 1837, jetzt Superintendent in Gollnow. Seine poetischen Erzählungen allerdings kenne ich nicht, aber sein historischer Roman „Ein Kreuzzug an der Ostsee“†), der ein umfassendes, mit der eigentlichen Romanhandlung geschickt verknüpftes Kulturbild aus der Zeit des gewaltigen Herzogs Boleslaw von Polen und Otto von Bamberg entrollt, steht trotz mancher Mängel in der Sprache und Charakteristik beträchtlich über dem Mittelgut ähnlicher Werke und zeigt in einzelnen Kapiteln wirkliche dichterische Kraft.

Zum Schluss ist es mir Freude und Bedürfnis, auch hier, wie ich es vor einigen Monaten ausführlicher in den „Grenzboten“ gethan habe, auf eine echte Dichterin hinzuweisen, die außerhalb ihrer engern Heimat viel zu wenig bekannt ist. Es ist die 1820 in Neuenkirchen bei Greifswald als Tochter des Pfarrers Balthasar geborene Alwine Wuthenow. Kein geringerer als Frh. Meuter, dessen Leidensgenosse aus der Festungszeit und Freund ihr 1882 als Amtsgerichtsrat in Greifswald gestorbener Gatte war, erklärte eine Anzahl ihrer plattdeutschen Gedichte, die er in seinem „Volksblatt“ veröffentlichte, für das Schönste, was diese Zeitschrift überhaupt gebracht habe, und veröffentlichte 1857 die erste Sammlung solcher Gedichte, die rasch mehrere Auflagen erlebte. Und in der That übertrifft sie — Klaus Groth ausgenommen — wohl kein

plattdeutscher Dichter an echt lyrischer Begabung. In ihren „Hochdeutschen Gedichten“ (1862) zeigt sie wohl große Gewandtheit und warme Empfindung, findet indes nur selten einen wirklich eigenen Ton. Sobald sie aber ihr geliebtes heimatliches Platt gebraucht, ist es, als wenn ihrer dichterischen Ausdrucksfähigkeit Flügel wüchsen. Wer wissen will, was sie in ihren besten Stunden zu leisten vermag, der nehme die Auswahl ihrer schönsten Gedichte — darunter einige erst in den letzten Jahren entstandene — zur Hand, die Mary Möller 1896 unter dem Titel „Blumen ut Annumariet Schulten ehren Goren“ veröffentlicht hat. Was diese allerdings noch nicht hundert Seiten bringen, wird auch eine strenge Kritik alles als der Veröffentlichung wert anerkennen müssen; nicht wenige unter diesen Gedichten aber sind Perlen echter Lyrik, und ganz besondere Hervorhebung verdient es, daß die Dichterin trotz ihres schweren Geschicks — viele ihrer schönsten Lieder sind in Nervenanstalten entstanden — freigeblieben ist von allem ungesunden Pessimismus und heiter-humoristische Löhne ebenso vortrefflich anzuschlagen weiß, wie tief ernste. Ein besonders hervorstechender Zug ihres Wesens ist das feinste Verständnis für die sie umgebende Tierwelt, namentlich, da sie ja stets aus eigenster Anschauung heraus dichtet, für solche Tiere, deren Thun und Treiben ihr als Landkind von Jugend an vertraut war: Hühner, Tauben und Enten, Truthahn und Storch, Krähe und Sperling. Von den vier Strüzing (Sträußen), in die die Auswahl eingeteilt ist, gilt einer der Vogelwelt allein. Ich setze statt aller weiteren Auseinandersetzungen eine Probe her. In dem Gedicht „Bagel in'n Winter“ antwortet ein Vogel auf die besorgte Frage, ob er auch nicht am Ende erriere, mit heiterem Schun:

O nich doch! o nich doch!
Dat geht noch, dat geht noch!
Ward 't Wedder och slechter,
Ward 't Mädschen so dichter!
Gew'n prächtigen Enten,
De helpt mi woll wieder!

Aber auch in Leid und Freud' des Menschenlebens, zumal einfacher Leute aus dem Volke, weiß sie sich mit echtem Dichtersinn zu verstehen, und wo sie uns tiefe Einblicke in ihr eigenes ergreifendes Geschick gewährt, wie in „Zl möt furt!“, ist doch das allzu Persönliche soweit abgestreift, daß jede Störung des rein künstlerischen Gemisses vermieden wird. Unübertrefflich in seiner Art finde ich das erst vor wenigen Jahren entstandene „Neuer Nacht“, aus dem wenigstens eine Strophe hier angeführt sei:

Au stah let mi ween
Mi öfters let meen,
Wenn 't Winter doch bliewen man wir!
Wedder missteht son Boom,
Doch Lehn ist en Bloom,
As de irste blängt (blüht) keine nich mehr.

Besonders zart und kühn ist ihr Naturgefühl. Darum steht das vierte Strüzing „Fohrstücken“ als Ganzes wohl am höchsten. Hier findet sie wie in „Neuer Nacht“ Löhne, deren sich unsre größten Lyriker nicht zu schämen brauchen, wie in „Die Malnacht“, mit deren Anfangszellen dies pommerche Literaturbild ausklingen mag:

Dat is 'ne Nacht so weel und warm,
As hel leim Mudder en in Arm

*) Berlin, Verein der Buchfreunde 1893. (Wilkes Schall)

**) Berlin, J. Fontane & Co. 1895. Nüherher erschien im gleichen Verlage der Band „Keine Liebe. Geschichten aus dem fernem Osten“.

†) Stuttgart, Barmeister 1892.

*) Greifswald, Julius Abel.

Das weigt (weht) en an so sacht und lind,
 Als säd sei: „Slap, mien leiwes Kind!“
 Ne, so 'ne Nacht, so sänt, so still,
 Ne, so 'ne Nacht verflap, wer will!
 Mi is stamm Slapen vel tau schad!
 Mi is 't en Kraug vull Veiv um Gnad . . .



Aus Friedrich Hebbels Frühzeit.

Von Fritz Semmermayer (Wien).

Aus der Jugendzeit Friedrichs Hebbel sind eine Reihe von dichterischen Versuchen vorhanden, die in den beiden bislang bestehenden Gesamtausgaben seiner Werke keinen Platz gefunden haben. Das sei keine Anklage gegen die Herausgeber. Seine Ausgaben sind für ein größeres Publikum berechnet und dürften darum billig auf solche frühe Leistungen verzichten, die noch nicht auf der Höhe des genialen Könnens ihres Schöpfers stehen, sondern die Merkmale der Unreife aufweisen. Eine kritische Ausgabe der Schriften Hebbels jedoch, deren Erscheinen wir und in nicht allzu ferner Zeit erhoffen, vermöchte jener poetischen Stücke in Vers und Prosa nicht zu entzagen; denn sie sind biographisch wichtig, sie offenbaren die ersten tastenden und suchenden Schritte des Dichters auf seiner himmelan strebenden Bahn und sind merkwürdige historische Belege für sein inneres Werden und Wachsen. Freunde und Kenner der Litteratur werden sich dafür interessieren und daraus schon, skizzenhaft umrissen, bleich und verschwommen noch in der Farbe, das Reckenangesticht blicken sehen, das sich in vollendeter Ausmeißelung in der Nibelungentragödie zeigt.

Bis in sein vierzehntes Jahr hatte Hebbel, seinem eigenen Bekenntnis zufolge, keine Ahnung, daß er, das arme Maurerkind, der in Mohrs Kirchspielvogtei zu Wesselburen niedrig gehaltene Jüngling, für die Poesie bestimmt sein könne. Sie stand ihm bis dahin „als ein Ungeheueres vor der Seele“. Aber Verse machte er doch, und endlich kam die Stunde der Erkenntnis, daß er zu den von der Muse Berufenen gehöre und die Poesie Zweck und Inhalt seines Lebens sei. Seine ersten lyrischen Blüten pflückte er auf dem für die Jugend berückelnden Pfad schillerischer Rhetorik, und nach und nach brachte er es zu einem ansehnlichen Strauß.

Ein bescheidenes Wochenblättchen, zu Friedrichstadt in Schleswig erscheinend, der „Königl. privil. Ditmarser und Eiderstedter Bote“ eröffnete den Erstlingen des jungen Lyrikers gastfreundlich seine Spalten. Von 1820 an trug jener gefällige Bote zahlreiche Gedichte Hebbels weit ins nordische Seematsland hinaus. Er blieb indessen beim Vers nicht stehen, sondern begann sich bald in der schwierigeren Form der Prosa zu versuchen. Auch diese Arbeiten fanden in der genannten Zeitung Aufnahme. Die älteste Prosadichtung aus der Feder Hebbels trägt den Titel „Hollon“, November 1830. Bald darauf ließ er die Erzählung „Brudermord“, 1831, und den dramatischen Versuch „Der Watermord“, 1832, folgen. Es sind samt und sonders Nachtstücke; das erstgenannte sei einstweilen an dieser Stelle mitgeteilt.*)

*) Mittlerweile ist das folgende Bruchstück auch noch an einer anderen Stelle (von Alfred Weimann in der Wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Königl. Realgymnasiums in Jittau) zum Abdruck gebracht worden. D. Hieb.

Hollon.

Nachtgemälde.

Dichtes Dunkel bedeckte den Erdbreis, kein freundlich Sternenaugen blickte auf ihn hernieder, schaurig piffen die Winde, prasselnd troff der Regen. Hollon, der arme, matte Jüngling, schwankte einsam auf den Bergen umher, gefoltert von unendlichem Kummer: seine Braut war ins Reich des Todes hinüber geschlummert und sein Freund von der Jagd nimmer heimgekehrt: darum heulte er lauter, als der Sturm, darum troffen seine Thränen wilder, als die Thränen des Himmels. Plötzlich zuckte ein ungewisser Lichtstrahl durch den düstern Schleier der Nacht: Hollon wartete auf ihn zu, aber der Lichtstrahl floh vor ihm und wurde, je näher er ihm kam, je trüber und bleicher: es schien, als ob ein schadenfroher Geist den Armen äßte in seiner Pein. Mächtig kammerte sich die Verzweiflung um sein Herz. Miesenhafte Alder tauchten aus dem Grabe auf und verfolgten ihn: Gespenster griffen mit ihren Glühänden an den Flammenquell seines Lebens: huschende Zwerglein warfen ihn mit Totengebeinen vor die Brust. Aber schnell verschwanden die grauflühen Alder, und Licht ward es um Hollon her, wie am Frühlingmorgen: laute Räfte spielten um seine Wangen, rosige Englein boten ihm Becher der Freude, unsichtbare Neutsharjen durchklangen die Luft, und eine hellblaue, purpurumfäunte Wolke schwamm langsam am Morgenhimmel herüber. Hollons Herz wurde weit, und er trachtete, die Wolke zu umfassen, denn es kam ihm vor, als ob sein Freund und seine Geliebte ihn aus der Wolke anlächelten und zu sich winkten; und die Wolke kam näher und näher, und das Bild der Geliebten und des Freundes wurde heller und heller, und Hollons Sehnsucht wurde stärker und stärker. Nun konnte sein Arm die Wolke fast erreichen — nun hörte sein Ohr das Herzklopfen des Freundes — nun fühlte seine Spitze den Arm der Geliebten — nun wollte er die beiden Gestalten an seine Brust ziehen — nun umfing er sie. Aber wehe! Freund und Geliebte zerrannen an seiner Liebeglühenden Brust, und ein langer, langer, in blendend Weiß geteilter Geist schoß vor ihm auf; noch einmal lehrten die vergangenen Gestalten seiner Lieben zurück — als er sie aber umfassen wollte, fletsche der Geist grinsend die Zähne und ergriff den Freund und die Geliebte. Und sie wehklagten laut, und ihre Wehklage zerriff Hollons Herz, und das Blut sprudelte heiß in seinen Adern, sie zu befreien. Doch der riesenhafte Geist zuckte auf Hollon seine Wimper und sprach: „Siehe, Du armes Menschenherz, Du sollst verlieren und fählen, wie der Staub verfliehet, Du sollst brechen und doch nicht gebrochen werden.“ Und lauter heulten Freund und Geliebte, denn der Geist zerdrückte sie: und tiefer schnitt ihre Klage in Hollons Herz, und heißer wallte sein Blut, ihnen beizustehen. Doch unsichtbare Fesseln hatten seine Nerven umschlungen und seine Kräfte mit Thumacht getränkt; sein Blut fand sich nicht mehr zum Herzen; sein Auge konnte nicht mehr weinen: er glich einem Toten und war doch nicht gestorben. Da wälzte sich eine ungeheure, aus Blut bestehende Woge vom Himmel herab, und der Geist sagte zu Hollon: „Siehe, Du Menschenkind, das ist die Woge der Vernichtung, die alles Leben der Natur ab- und sich einpreßt: die hat das Leben Deiner Laura und Deines Hermann eingesogen und kommt jetzt, auch das Deinige einzusaugen — aber, es wird ihr nimmermehr gelingen, denn ich will Dich quälen.“ Und die Woge rollte näher, und je mehr sie sich näherte, je mehr ward es Hollon zu Mute, wie dem verwundeten Krieger, dessen Blut nur noch tröpfelt und nicht mehr strömt, und dessen Schmerz schon beghnt sich in die Ruhe des Todes zu verwandeln. Nun war die Woge sehr nahe, und es ward Hollon, als ob ihm eine Wunde ausgesogen würde. Aber der Geist reckte höhnisch seine Hand aus: da zog sich zusammen ein starkes Gewölke aus Norden; aus dem Gewölke fuhr hernieder ein brausender Sturmwind: die Erde that gähnend ihren Rachen auf und schnappte